

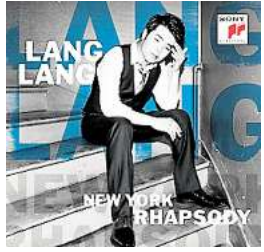
Ganz nah am Star?

Neue Aufnahmen von Lang Lang und Anna Netrebko

VON STEFAN ARNDT

Es geht hier nicht einfach nur um Musik. Wenn die beiden derzeit populärsten klassischen Musiker jetzt ihre neuen Alben präsentieren, soll auch die Persönlichkeit der jeweiligen Künstler durchklingen. Klavierspielen und Singen sind dafür nicht genug. Dass der Pianist Lang Lang und die Sopranistin Anna Netrebko nicht mehr allein das tun, was sie am besten können, ist daher schon auf den Covers ihrer neuen CDs zu erkennen.

Auf dem Titel des Albums „New York Rhapsody“ (Sony Classical, erscheint am Freitag) beispielsweise sitzt Lang Lang statt am Flügel auf einer Treppe im Backstage-Bereich. Das Schwarz-Weiß-Bild erinnert so sehr an die Sinatra-Ära, dass man mehrfach hinsehen muss, ob der Chinese nicht doch eine Zigarette in der Hand hält.



Entsprechend durchgestylt klingt die Musik – allerdings anders, als man es von Lang Lang erwartet hätte. Das neue Album ist eine Verbeugung vor der Stadt, in der Lang Lang seit einiger Zeit lebt. Das unterscheidet ihn von Mozart, Chopin oder Liszt, und entsprechend unklassisch ist auch das dargebotene Repertoire: Es gibt Stücke von Alicia Keys, Lou Reed und Henry Mancini, dazu die „West Side Story“ und „Spiderman“-Musik. Für das Klavier ist dabei eigentlich nicht viel zu tun, aber raffinierte Arrangeure wie Vince Mendoza und Larry Klein haben dafür gesorgt, dass Lang Langs Spiel sich auch im Hintergrund erkennbar von dem eines Bar Pianisten unterscheidet. Und in der „Rhapsody in Blue“, die hier in einer Version für zwei Klaviere zu hören ist, teilt sich Lang Lang die Hauptrolle immerhin mit dem großen Herbie Hancock.

Natürlich erfährt man durch Musik und Verpackung dieses angeblich „persönlichsten Albums“ Lang Langs fast nichts über den chinesischen Klassikstar – außer vielleicht, dass er auch dann guten Geschmack an den Tag legt, wenn er sich nicht in seinem eigentlichen musikalischen Element bewegt.

Als nicht vollkommen stilischer erweist sich dagegen Anna Netrebko schon auf dem Cover ihres neuen Albums „Verismo“ (Deutsche Grammophon). Umwabert von Nebel ist sie in einem bizarr raumgreifenden Kostüm als Turandot zu sehen – und das bluttriefende Märchen der gleichnamigen Oper dürfte kaum in das Konzept des ländlich-rustikalen Verismo-Theaters passen, auf das der Titel des Albums anspielt.



Auf der CD sind neben Arien und ganzen Szenen aus Puccini-Opern Werke von weiteren italienischen Komponisten aus der Nach-Verdi-Zeit versammelt, die die Sopranistin vor neue Aufgaben stellen: Kaum eine Partie der vorgestellten Opern hat sie bisher auf der Bühne gesungen. Zumindest mithilfe der etwas zum Hall neigenden Aufnahmetechnik dieses Albums erweist sich ihre runde, farbenreiche und volle Stimme aber auch diesen ungewohnt dramatischen Rollen gewachsen. Und das dürfte wichtiger sein, als die hier betonte Identifikation mit den Rollen, die so weit geht, dass Netrebko die Liebesduette mit ihrem Ehemann Yusif Eyvazov singt.

Über jeden Zweifel erhaben ist dagegen Anna Netrebkos Begleitung: Antonio Pappano und sein römisches Orchester sind ideale Partner, um diese Sängerin sicher in musikalisches Neuland zu geleiten.

„Irgendwann muss das tote Kind geboren sein“

Julia Jentsch über ihr Abtreibungs-drama „24 Wochen“, hilfreiche Hebammen und weinende Zuschauer

ZUR PERSON

Julia Jentsch hat an der Schauspiel-schule Ernst Busch in Berlin studiert. Einige Jahre war sie Ensemblemitglied an den Münchner Kammerspielen. Wichtige Kinorollen verkörperte die 38-Jährige in „Die fetten Jahre sind vorbei“, „Sophie Scholl“ und „Effi Briest“. Ihr aktueller Film „24 Wochen“ über die Entscheidungsqualen einer jungen Mutter, ob sie ihr schwerkranken Kind abtreiben lassen soll oder nicht, kommt am 22. September in die Kinos. Bereits am Sonntag, 18. September, ist der Film um 11 Uhr im Kino am Raschplatz zu sehen. Mit dabei: die Regisseurin Anne Zohra Berrached.



Frau Jentsch, wie erging es Ihnen bei der Premiere Ihres Films bei der Berlinale im Februar?

Da war viel Vorfreude, aber ich war auch extrem aufgeregt: Wie wird das Publikum reagieren bei diesem schwierigen, emotional so fordernden Thema Spätabtreibung? Lassen sich die Zuschauer darauf ein? Oder distanzieren sie sich innerlich?

Und wie haben die Leute reagiert?

Einige haben geweint. Der Applaus danach hat gutgetan – und war auch wirklich beeindruckend.

Ist dieser Film für Sie ein ganz besonderer?

Natürlich denkt man darüber nach, wie es wäre, ein behindertes Kind zu bekommen. Das war für mich bislang aber glücklicherweise kein belastendes Thema. Erst durch den Film rückte es an mich heran.

Haben Sie sofort Ja gesagt, als Regisseurin Anne Zohra Berrached Ihnen die Rolle angeboten hat?

Nein. Ich fand das Drehbuch mit seinen natürlichen Dialogen zwar großartig und glaubwürdig, aber ich habe gedacht: Dann muss ich mich ja die nächsten Monate mit diesem schwierigen Thema beschäftigen, davor hatte ich mächtigen Respekt. Die erste Begegnung mit Anne hat mir aber Mut gemacht.

Die Ärzte in diesem Film sind echte Ärzte: Wie hat das die Dreharbeiten verändert?

Ich wusste erst gar nicht, wie das funktionieren soll. Wir lernen unseren Text, und die Ärzte dürfen sagen, was sie wollen? Aber es ging erstaunlich gut. Wir mussten uns immer wieder von unserem Text lösen, aber das Gespräch gleichzeitig in eine bestimmte Richtung lenken. Wir mussten ja an einem bestimmten Punkt ankommen.

Wie waren die Mediziner denn als Schauspieler?

Sie haben es geschafft, professionell ihren Job zu machen, obwohl permanent eine Kamera auf sie gerichtet war. Sie haben sich auch nicht um künstliche Empathie bemüht, die sie sich im Alltag gar nicht leisten könnten.

Wie lange hat es gedauert, die Szene zu drehen, in der Sie das tote Baby zur Welt bringen?

Der Take war lang, wir haben ihn zweimal durchlaufen lassen. Die Szene war im Drehbuch genau beschrieben: Die Wehen werden stärker, die Hebamme sagt dieses und jenes, das Kind kommt, die Eltern Markus und Astrid halten es auf dem Bett im Arm ... Stand alles im

Skript, aber wie das genau aussehen würde, war letztlich nicht klar.

Und dann?

Dann hat unsere Regisseurin gesagt: Legt mal los. Anne wollte bewusst eine gewisse Offenheit hineinbringen. Und Sie dürfen nicht vergessen: Die Hebamme war ebenso eine echte Hebamme. Sie war fantastisch, ein großes Glück. Dieser Frau würde eine Schwangere sofort vertrauen. Wir haben uns aufs Spiel eingelassen – und wussten, irgendwann muss das tote Kind geboren sein. Am Ende hat die Szene 45 Minuten gedauert.

Also extrem lange.

Mein Film-Ehemann Markus – also Bjørne Mädel – und ich waren hinterher klitschnass. Klar, das war auch körperlich anstrengend. Aber dazu kamen der Druck und die Emotionen. So etwas habe ich nie zuvor erlebt. Geholfen hat mir sicher, dass ich selbst Mutter bin. Ich wusste also, was eine Frau bei der

Schwangerschaft durchlebt – auch wenn das in diesem Fall ganz andere Umstände waren.

Wie kamen Sie zu Ihrem tollen Babybauch?

Die Special-Effects-Abteilung hat von meinem Körper einen Abdruck gemacht, dann wurden gleich drei Bäuche angefertigt. Zwei davon waren nur bis Rückenmitte und von vorn oder der Seite filmbar; diese beiden ließen sich auch hinten öffnen. Die Bäuche waren in zwei Größen vorhanden für die unterschiedlichen Schwangerschaftsstadien. Der dritte Bauch war für die Nachtszenen unter der Dusche: Der Bauch war richtig am Körper angeklebt, den konnte ich auch nur einmal verwenden.

Wie haben Sie recherchiert für diese schwierige Rolle?

Ich habe mit Eltern gesprochen, die ähnliches durchgemacht haben, die also auch ein Kind tot zur Welt gebracht haben. Der Wunsch bei mir war

ganz stark, mit solchen Leuten in Kontakt zu kommen. Ich war mir sicher, dass die Gespräche mir helfen würden, manches zu verstehen. Zumal meine Filmfigur ja bei ihrer Entscheidung schwankt: Will Astrid das Kind bekommen oder nicht?

Haben Sie denn Eltern gefunden, die über so persönliche Dinge reden wollen?

Es gibt solche Fälle öfter, als man denkt. Manche Eltern habe ich über Bekannte kennengelernt. Ihre Offenheit hat mich gerührt. Ich habe mit Menschen, die ich gar nicht kannte, über deren krassste Erlebnisse geredet.

Gab es eine frühere Drehbuchversion, in der sich die Eltern für das schwerkranke Kind entscheiden?

Diese Richtung war nie vorgesehen. Aus einem überzeugenden Grund, der im Film genannt wird: 90 Prozent aller Eltern, die in eine solchen Konflikt geraten, entscheiden sich für den Abbruch. Der Film sollte das widerspiegeln.

Wie groß ist der aufklärerische Aspekt bei diesem Kinodrama?

Aufklärerisch würde ich das nicht nennen. „24 Wochen“ bietet die Möglichkeit, sich für ein Thema zu öffnen, mit dem man sich sonst schwertut. Der Film ist in gewisser Weise unparteiisch: Jeder kann seine eigenen Überlegungen verfolgen. Man sieht, welche individuellen Umstände in so eine Frage hineinspielen. Man sollte sich tunlichst hüten, andere für ihre Entscheidung zu verurteilen, egal, wie diese letztlich ausfällt.

Das ist jetzt aber nicht gerade ein Film für einen Popcorn-Abend ...

Bei der Berlinale habe ich eine Hochschwangere erlebt, die nach der Vorstellung förmlich gestrahlt hat: Es wurden darin genau die Themen verhandelt, über die sie sich mit ihrem Partner gerade austauschte. „24 Wochen“ hatte eine befreiende Wirkung auf diese Frau.

Interview: Stefan Stosch

Ausgepresst

„Bitter Oranges“ – eine Fotodokumentation schildert das Elend afrikanischer Flüchtlinge als Orangenpflücker in Süditalien

VON DANIEL ALEXANDER SCHACHT

Wer es sich leisten kann, trägt warme, wasserfeste Kleidung. Denn bei der Orangenerte im Winter ist es auch in Kalabrien im Süden Italiens kalt und regnerisch. Wer Zeit dafür findet, trocknet die selbst gefangenen Sardinen auf den blauen Planen der Katastrophenzelte. Denn Kühlschränke gibt es auch im Sommer nicht in den Lagern. Wer Geld dafür hat, lässt sich die Haare vom Friseur scheeren, der seinen Plastikstuhl zwischen den Zelten aufgestellt hat. Denn man will ja halbwegs aussehen auf den Fotos für die Verwandten auf der anderen Seite des Mittelmeers. „This is our nice hotel“, lautet der sarkastische Satz, den einer der Afrikaner dazu geschrieben hat, dem ein ehemaliger Kuhstall als Unterkunft dient.

Solche Eindrücke sind jetzt im Haus kirchlicher Dienste in der Calenberger Neustadt zu sehen: in der Fotodokumentation „Bitter Oranges“. Sie zeigt das Leben afrikanischer Flüchtlinge als Orangenpflücker – und erzählt damit lauter Geschichten zerrinnender Hoffnung. Die



Im Teufelskreis der Ausbeutung: Orangenpflücker in Süditalien.

Bitterkeit dieser Bilder rührt daher, dass die Hoffnungen auf ein besseres Leben schon am südlichsten Zipfel des reichen

Europa und nicht am Fleiß der armen Afrikaner scheitern. „Diese Flüchtlinge werden ausgepresst und ausgenommen“,

sagt die Ethnologin Diana Reiners, die mit dem Innsbrucker Forscher Gilles Reckinger und der Luxemburger Fotografin und Politologin Carole Reckinger die Lebensbedingungen der Obstpflücker erkundet hat. Die Fotos stammen nicht nur von Carole Reckinger, sondern überdies von den Flüchtlingen selbst, denen die drei Ausstellungskuratoren dafür vier Digitalkameras zur Verfügung gestellt haben. „Die Flüchtlinge wollen auch selbst die Gettoisierung und die Ausweglosigkeit ihrer Lebensbedingungen schildern“, sagt Reiners. Wie nebenbei zeugen die Bilder aber auch vom Überlebenswillen und der Findigkeit der Lagerbewohner, die sich als Suppenköche oder als Vermieter von Handyladestationen, als Fischer oder eben als Frisöre ein Einkommen zu verschaffen versuchen.

Obwohl von der Insel Lampedusa aus immer neue Flüchtlinge ankommen, bleiben die meisten von ihnen in einem Teufelskreis der Ausbeutung gefangen. Und das, sagt Diana Reiners, fast unabhängig vom Aufenthaltsstatus. Neben Asylantragstellern seien unter den Orangen-

pflückern bereits abgelehnte Flüchtlinge, von denen nur jeder zweite abgeschoben werde. Und auch anerkannte Flüchtlinge verdingten sich aus Mangel an Alternativen als Tagelöhner in der Obsternte.

Dafür gibt es nach Reiners' Worten am Ortsrand der kalabrischen Kleinstadt Rossano einen „Arbeitsstrich“, auf dem man sich verdinge, meistens nur für einen Tag. Zwei Cent sei der Lohn für jedes Kilo gepflückte Orangen, wer es schafft, 50 der 22-Kilo-Kisten zu füllen, kommt auf 22 Euro, der Monatslohn bleibt in aller Regel unter 100 Euro. Ein solches Einkommen ebnet keinen Weg aus dem Lager heraus – und schon gar nicht zum erhofften Wohlstand. „Mehr als 80 Prozent des Verkaufspreises bleiben zwischen Obstpflücker und Endverbraucher hängen“, konstatiert Reiners und fügt hinzu: „Wer an diesem Elend etwas ändern will, muss auch über die Lebensmittelkette dazwischen nachdenken.“

„Bitter Oranges“. Bis 7. Oktober im Haus kirchlicher Dienste, Archivstraße 3. Details unter www.bitter-oranges.de.

SUDOKU

S213 leicht

	2	5	6	9				
	7		3	8			5	4
	3		7				1	6
					7	6	9	5
				3	2	4		
9	4					8		
7			4	5	8			
2			1				6	
5					3	4	7	

Tragen Sie die Zahlen von 1 bis 9 so in das Diagramm ein, dass in jeder Zeile, jeder Spalte und jedem fett umrandeten Gebiet jede Zahl genau einmal vorkommt.

Die Aufösungen finden Sie in der morgigen Ausgabe.

S214 schwer

3						6		
			9			8		
4		6						7
					5		4	
			7	8	6			
	6				4			
	1					7		
	9			3			8	
			2	4			1	5

GRÖßER-KLEINER-SUDOKU

A218

>	<	8	>	>	<	6	>	2	>	1
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
7	>	>	<	4	>	<	5	<	<	9
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
<	<	8	>	9	>	<	7	>	>	v
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
9	>	2	<	>	>	>	>	>	>	>
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
4	<	8	>	<	3	<	>	6	>	2
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
<	<	<	<	<	<	8	>	3	>	>
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
4	>	4	>	1	>	9	>	<	<	<
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
5	>	9	>	<	8	>	>	>	>	7
v	v	v	v	v	v	v	v	v	v	v
6	>	1	<	3	>	<	>	5	>	>

Beim Sudoku-Diff oder auch „Größer-kleiner-Sudoku“ gelten die gleichen Regeln wie beim klassischen Sudoku: Die Ziffern 1 bis 9 dürfen jeweils nur einmal in die Senkrechte, die Waagerechte und den umrandeten 9er-Block eingetragen werden.

U72

R	A	S	E	N	E	R	L	E	B	E	N
E	N	T	S	C	H	E	I	D	U	N	G
I	S	E	S	I	G	N	L	E	A	R	
S	T	I	L	L	E	R	K	E	I	C	K
R	O	L	L	E	R	E	S	E	K	T	E
A	S	S	E	S	S	A	Y	E	I	N	
U	S	A	A	P	E	S	U	E	N	D	E
S	I	S	I	D	I	S	K	R	E	T	

Die Lösungen des Rätsels von gestern.